

The background of the cover is a photograph of a night sky. A vibrant green aurora borealis (Northern Lights) is visible, appearing as a vertical, glowing column of light. The sky is dark, with numerous small, bright stars scattered across it. In the lower portion of the image, the dark silhouettes of a forest of trees are visible against the night sky. Some faint lights are visible at the base of the trees, suggesting a small settlement or village.

Katrin Liebelt

# Im Norden ein Licht

Roman

*»Das tat deine große Liebe,  
und dass dein Herz nicht schwieg.  
Das Glück ist für den Frieden,  
der Tod ist für den Krieg.«*

*aus: Peter Hacks (1928 - 2003), Die Braut des Deserteurs*

Für meine Töchter  
Karlotta, Grete, Pauline und Frederike.  
Immer ein Licht.

**E**r wollte nie mehr die Hand in die Höhe recken, wenn man Freiwillige suchte. Dieses eine Mal hatte ihn fünf Jahre seiner Jugend gekostet. Hatte ihn um seine Unschuld gebracht und Angst, Hunger, Elend und Kälte an ihre Stelle treten lassen. Und als er in ein zerstörtes, ihm fremd gewordenes Land zurückkehrte, hatte er ein Loch in der Stirn und Leere im Herzen.

Sie waren fünfzehn junge Männer, fast noch Kinder mit ihren siebzehn Jahren. Ein Jahr noch bis zum Abitur am humanistischen Gymnasium der kleinen westfälischen Stadt und danach zum Studium oder in den väterlichen Betrieb. Als sie sich im Herbst 1940 alle ohne Ausnahme freiwillig zum Dienst für Volk und Führer meldeten, konnten sie noch rasch die Reifeprüfung ablegen. Notabitur nannte man das. Den meisten von ihnen würde es nichts nutzen, es war nur ein weiterer Fetzen Papier, der in Flammen aufgehen sollte. Aber mit dem vorzeitigen Abschluss der Schulzeit standen sie ein Jahr früher zur Verfügung, um in Länder einzumarschieren, von denen sie eben noch im Geografieunterricht gehört hatten.

Von den fünfzehn Schülern der Unterprima des humanistischen Gymnasiums sollten nur sieben aus dem Krieg zurückkehren. Körperlich versehrt die einen, zerfressen von ihrer Schuld, verbittert und mutlos die anderen. Die traurigen Überreste einer gebrochenen Generation, die ihre Unschuld auf den Schlachtfeldern gelassen hatte.

Im Frühjahr 1940 träumten die Siebzehnjährigen noch. Von Mädchen und von Abenteuern, von der großen weiten Welt, die seit September 1939 stetig größer zu werden schien. Schon als Pimpfe hatten sie gelernt, dass das deutsche Volk angeblich Raum benötige, damit es endlich über sich selbst hinauswachsen könne. Die Chance, an

etwas so Großem teilzuhaben, sei nicht jeder Generation vergönnt. Und so streckten sie allesamt stramm den Arm aus, als man ihnen sagte, dass sie gebraucht würden. Es war ein erhebender Augenblick und es erfüllte sie mit großer Ehrfurcht, wie sie alle dort standen: Den Blick auf das Bild des Führers gerichtet, boten sie ihm die Kraft ihrer Jugend an. Der Klassenraum mit der Wandtafel, die Regale mit den abgegriffenen Bänden und die hölzernen Pulte mit den Tintenfassern, das alles schrumpfte wie zu einem Puppenhaus zusammen, in diesem Moment sprengte ihr Stolz die Wände, die sie umgaben.

Auch Joachim hatte keine Sekunde gezögert. Und wie hätte er oder auch nur ein Einzelner von ihnen die Hand in der Tasche vergraben können, während alle anderen dem Führer bedingungslos dienen wollten?

Erst der Schmerz seiner Mutter hatte in ihm leise Zweifel gesät. Frieda Steinborn war eine fromme Frau, die Stimmung im Land empfand sie als gespenstisch, der Einmarsch in Polen und alles, was folgte, machten ihr Angst. Und nun nahmen sie ihr Joachim, den einzigen Sohn. Noch trafen die Briefe nicht in Massen ein, aber sie wusste von Frauen, die um ihre Kinder trauerten. Nachbarinnen und entfernten Bekannten war unendlicher Schmerz und Verlust ins Gesicht geschrieben. Es durfte nicht sein, dass das Kind als erstes ging. Es war unnatürlich und grausam, auch, wenn es für die große Sache geschah. Frieda begann in dem Moment um Joachim zu trauern, als er ihr erzählt hatte, dass er in den Krieg ziehen würde. Von dem beinahe heiligen Moment, als seine Schulklasse geschlossen aufgestanden war und den rechten Arm gereckt hatte, wie sie alle zusammen dem Direktor auf seinen Ausruf »Unser Führer Adolf Hitler!« ein entschlossenes dreifaches »Sieg Heil!« entgegen gebrüllt hatten, das auch den letzten heimlichen Zweifler verstummen ließ.

Frieda schwieg zu alldem und Joachim nahm seine Mutter in den Arm, hielt sie fest, wie sie ihn gehalten hatte, wenn

er sich als kleiner Junge das Knie aufgeschlagen oder die Finger in der Tür geklemmt hatte. Sie kam ihm noch kleiner, noch zerbrechlicher vor, diese zarte und doch starke Frau.

Frieda hatte Joachim allein aufgezogen, seit er sechs Jahre alt war. Damals hatte sein Vater die elterliche Mühle verspielt, das Gesparte für Liebschaften verprasst, es mit seinen Zechkumpanen und für zwielichtige Geschäfte durchgebracht. Jahrelang hatten sie gestritten, hatte Frieda ihm Vorhaltungen gemacht, ihn angefleht und an seine Vernunft und Verantwortung dem einzigen Sohn gegenüber appelliert. Bald nach der Hochzeit schon hatte sie ihre Träume begraben, den Traum von der großen Liebe und von Vertrauen, von drei oder vier lärmenden Kindern um einen reich gedeckten Tisch, von Kutschfahrten unter dem weiten Himmel der Mark Brandenburg und einem Picknick am See, an dessen Ufer sich die Kinder gegenseitig nass spritzten und dabei kreischten und lachten. Aber sie hatte wenigstens Joachim, und seine Träume sollten nicht auch noch versoffen und vertan werden. Als sich die Frage stellte, in welche Volksschule er gehen sollte, hatte sie endlich genug Kraft gesammelt, ihren Mann zu verlassen. Es schien ihr die letzte Gelegenheit zu sein, denn wäre Joachim erst in der Schule, hätte er erst neue Freunde gefunden und das Leben einen festen Rhythmus angenommen, würde alles so weitergehen. Sie ergriff diesen Moment, in dem für Joachim ein neuer Lebensabschnitt begann, um aufzubrechen in ein neues Leben. Frieda hatte das Dorf bei Jüterbog hinter sich gelassen und die lange Reise zum Bruder angetreten. Mit jedem Kilometer, den der Zug Richtung Westen vorankam, war ihre Brust weiter geworden. Sie konnte wieder atmen und wusste, dass sie alles würde schaffen können nach diesem schmerzhaften Schritt in eine unbekannt Zukunft. Ihre Zuversicht war stärker als alle Ungewissheit. Gott würde seine Hand über sie halten, daran glaubte Frieda ganz fest.

Joachims Erinnerungen an den Aufbruch aus seinem Geburtshaus in Brandenburg waren die eines Kindes. Er freute sich auf die lange Reise und wartete gespannt darauf, dass endlich der Dampf und das gleichmäßige Rattern die Ankunft des Zuges ankündigten. Er hatte einen eigenen Koffer packen dürfen, der nun neben dem noch größeren Koffer der Mutter auf dem Bahnsteig stand. Die Bilder waren verblasst, aber Joachim sah auch heute noch wie durch ein beschlagenes Glas seinen Vater vor dem kleinen Bahnhofsgebäude stehen, gesenkten Hauptes und mit krummem Rücken. Joachim dachte, dass er aussah wie ein sehr alter Mann. Er hatte ihn später nie wieder gesehen, wusste nur vom Onkel, dass sein Vater eine neue Familie hatte und nun in Hamburg lebte. Joachims Mutter nahm den Namen des Vaters nie mehr in den Mund, so tief saß der Schmerz, den er ihr zugefügt hatte. Briefe, die anfangs noch kamen, zerriss sie ungeöffnet.

Der Vater wolle nur Geld, behauptete Frieda, wenn sie die Papierfetzen in den Ofen warf. Sonst schriebe er nichts, auch nicht an seinen Sohn. Weiter sagte sie nichts dazu und Joachim schmerzte es, dass der Vater nicht wenigstens ihm schrieb. Er fragte sich, wie es ihm wohl ohne sie erginge, ob er wieder eine Mühle betriebe, ob er wie früher an Sonntagen das Pferd einspannte und mit der Kutsche alleine zur Kirche führe, ob er im Frühling die Obstbäume beschnitte und im Herbst Holzscheit um Holzscheit für den kommenden Winter aufschichtete. Vor allem aber wusste Joachim nicht, ob sein Vater ihn genau so schmerzlich vermisste wie er ihn. Er stellte ihm auch diese Frage, wenn er ihm mit der holprigen Schrift eines Volksschülers schrieb und die Mutter bat, den Brief mit zur Post zu nehmen. Aber eine Antwort erhielt er nie.

Die wenigen Bilder, auf denen sein Vater zu sehen war, hatte sie vernichtet: Frieda und Berthold mit dem kleinen Joachim auf dem Schoß im Sonntagsstaat auf der Bank vor der Mühle, unter dem festlich geschmückten Tannenbaum

oder vor dem Hof der Großeltern in Pommern. So blieb Joachim nur das Bild des gebeugten Mannes, der einsam zurückblieb und seinem Sohn hinterher blickte, ahnend, dass es für sie keine gemeinsame Geschichte geben würde.

Für seine Mutter war es ein schwerer Schritt gewesen. Wer ließ sich schon scheiden im Jahre 1929? Welche Frau zog ein Kind ganz alleine groß in dieser Zeit? Der Glaube half ihr durch den Schmerz, die freikirchliche Gemeinde in der neuen Stadt nahm sie ohne Vorbehalt in ihrer Mitte auf. Es schien diese Menschen wenig zu interessieren, woher sie kam. Sie machten es ihr und ihrem Sohn leicht, in der kleinen Stadt eine neue Heimat zu finden. Friedas Glaube hatte ihr durch all die schweren Jahre geholfen und ihr schließlich die Kraft verliehen, aufzubrechen. Sie hatte ihren Gott und verstand nicht, wieso all die Menschen um sie herum sich einen Götzen suchten. Sogar treue Mitglieder ihrer Gemeinde verehrten Adolf Hitler wie den Messias. Frieda wunderte sich darüber, dass die Menschen anscheinend beides konnten: an Gott glauben und an Hitler. Dass sich Christ nennen durfte, wer den Führer anbetete. Sie kam in Wohnungen, in denen sein Bild neben einem Kruzifix hing, in denen »Mein Kampf« neben der Bibel lag, in denen man sich aus dem kleinen Weihwassergefäß bekreuzigte und dieselbe Hand zum Hitlergruß reckte. Sie verstand es nicht und es machte sie zornig.

Und nun nahm er ihr den einzigen Sohn. Mehr noch schmerzte sie, dass Joachim freiwillig gehen wollte. Dass er nicht genug Gottvertrauen und Stärke besaß zu bleiben. Zumindest, bis sie ihn irgendwann holten. Denn das war Frieda klar, hätte er sich nicht freiwillig gemeldet, hätte das nur einen Aufschub bedeutet. Am Ende würden sie jeden holen, der ein Gewehr halten konnte.

Joachims Mutter versank in seinen Armen, als er sie zu trösten versuchte. Sie kam sich noch kleiner vor als sonst



neben diesem hoch gewachsenen, schlaksigen Jungen. Joachim war ein guter Langstreckenläufer, während er beim Hundertmeterlauf meistens einer der letzten war, die das Ziel erreichten. Er hatte die Ausdauer und Zähigkeit seiner Mutter geerbt. Denn Friedas Leben war ein anstrengender Lauf, seit sie Berthold verlassen hatte. Als sie und der sechsjährige Joachim in der westfälischen Stadt von ihrem Bruder Albert in Empfang genommen wurden, hatten sie zwei Koffer dabeigehabt, ein paar kleine Äpfel aus dem eigenen Garten und einen harten Kanten Brot, das, was von der Wegzehrung übrig geblieben war. Alles andere hatten sie zurückgelassen. Ein Leben voller Demütigungen, aber gleichzeitig bequem, weil alles vorgegeben schien. All die Träume, die sie als junge Frau gehabt hatte, ließ sie ebenso hinter sich wie die endlosen Felder, die im Wind wogenden Halme und den endlosen Himmel über dem Land ihrer Jugend. Ihr Bruder Albert nahm sie auf, zunächst fanden sie in seinem Schlafzimmer Platz, während er auf der Couch schlief. Schon bald suchten sie eine größere Wohnung, in der nicht nur Frieda, sondern auch Joachim ein eigenes Zimmer hatte. Es ging ihnen gut in ihrem neuen Leben, der Kummer ließ nach und die Bilder, gute wie böse, verblassten zu - sehends. Joachim ging nun zur Schule und Frieda half mit im Betrieb des Bruders.

Sie besaßen ein kleines Fuhrunternehmen mit vier Omnibussen, die von den Bewohnern der kleinen Stadt liebevoll »die blaue Ida« genannt wurden. Sie waren himmelblau, und Ida reimte sich auf Frieda, aber ob sie tatsächlich der Grund für die Namensgebung war, konnte später niemand mehr sagen. Zum Betrieb zählten vier Fahrer, aber wenn einer von ihnen krank war, setzte sich Albert selbst ans Steuer. Später, im Krieg, als die Männer an der Front oder gefallen waren, fuhr auch Frieda einen der beiden Busse, die ihnen geblieben und nicht konfisziert worden waren. In den ersten Jahren aber kümmerte sie sich um die Buchhaltung und führte ihrem Bruder den Haushalt.

Es war für alle ein gutes Arrangement, weil Joachim in einer Art Familie aufwuchs und auch Albert endlich nicht mehr allein lebte. Seine Frau und das erste Kind waren bei der Geburt gestorben. Danach hatte es nie wieder eine gegeben, die er zur Frau genommen hätte. Sie lebten als kleine Familie, aber ihre große Familie war die Gemeinde. Die Wochenenden mit den Gottesdiensten und der Sonntagsschule für die Kinder, die Feste, die Chorproben und die Land - partien an warmen Sommertagen. Das alles war der Kokon, in dem Frieda und Joachim sich behütet und sicher fühlten, auch ohne Ehemann und Vater.

Frieda hatte immer gehofft, dass dies alles Joachim so wie ihr selbst genügen würde. Aber er war ein Kind, als die Menschen Hitler zujubelten. Er kannte es nicht an - ders. Er war zehn Jahre alt, als die Republik endgültig geopfert wurde, als die ersten Jungs stolz die Uniform trugen und in großen Gruppen fröhlich singend zu gemeinsamen Abenteuern aufbrachen:

*»Vorwärts! Vorwärts!, schmettern die hellen Fanfaren.*

*Vorwärts! Vorwärts!, Jugend kennt keine Gefahren.*

*Deutschland, du wirst leuchtend stehn,*

*mögen wir auch untergehn!«,* sangen sie mit fester Stimme das Lied der Hitlerjugend und marschierten im Gleichschritt an ihren stolzen Müttern und Vätern vorbei. Und an den kleineren Geschwistern, die es nicht abwarten konnten, auch endlich einstimmen zu dürfen bei *»Ja, die Fahne ist mehr als der Tod!«,* bei *»Ja, durch unsre Fäuste fällt, wer sich uns entgegenstellt!«* und *»Führer, dir gehören wir!«*

Auch Joachim wollte mitmarschieren und auf dem Weg vom Klassenraum zur Turn halle oder bei den festlichen Aufmärschen und Kundgebungen aus voller Brust das Lied der Hitlerjugend schmettern. Er wollte aussehen wie alle Jungs und tun, was alle taten. Holz sammeln für ein großes Lagerfeuer am Stausee, auf Fahrten gehen und auf dem Sportplatz beim Kugelstoß und beim Weitsprung ihre Kräfte

messen. Er wollte mit den anderen aus dem Jungvolk auf Schnitzeljagd gehen und einander durch den dichten Wald und über die abgeernteten Felder jagen.

Aber die Jungs wuchsen heran, aus den Pimpfen wurden Soldaten und aus den Holzgewehren Waffen, die den Tod brachten. Und nun waren Joachim und seine Freunde, die Nachbarjungs und die Schulkameraden alt genug, der Fahne zu folgen und Taten zu vollbringen für Volk und Führer. Aus dem Indianergeheul war Kanonendonner geworden. Niemand stellte sich mehr tot, wer fiel, stand nicht mehr auf.

**M**it einem Waschmittelkarton, der von einem Bindfaden gehalten wurde, betrat Joachim Anfang August 1940 das Sennelager des Reichsarbeitsdienstes. Mehr sollten sie nicht mitbringen, dorthin, wo man sie schleifen und Männer aus ihnen machen wollte. Mit diesen Worten wurden sie barsch begrüßt, als sie in Reih und Glied auf dem Appellplatz stramm standen. Das zumindest beherrschten sie alle von früher Kindheit an. Joachim hatte schon viel gehört über Senne bei Paderborn: Gott schuf in seinem Zorn die Senner Heide bei Paderborn, hieß es. Dass der Zorn Gottes groß war, spürten sie vom ersten Moment an.

War der RAD ursprünglich eine sechsmonatige Pflichtzeit, die Männer wie Frauen zwischen 18 und 25 Jahren in der Landwirtschaft und im Straßenbau absolvierten, diente er während des Krieges immer mehr als oft nur wenige Wochen umfassende vormilitärische Ausbildung für die künftigen Frontsoldaten.

Ein untersetzter Mann mit speckigem Nacken unter dem kahl rasierten Schädel schritt ihre Reihe ab und musterte sie höhnisch. Sie seien nur Geschmeiß, geworfen wie Tiere. Hier aber würden sie neu geboren und endlich zu richtigen Menschen geformt werden, bis sie würdig waren, Reich und Führer mit der Waffe in der Hand zu dienen. Dann brüllte er »Abiturienten vortreten« und klopfte sich abwartend mit seiner kleinen Rute in die Handfläche. Joachim und ein paar andere traten zögernd vor, ahnend, dass ihr Abitur hier nicht Vorteil, sondern Urteil war.

»Aha, die Herren Abiturienten. Nun, dann wollen wir mal sehen, dass wir eine an - gemessene Beschäftigung für Sie finden.« Sein Mund verzerrte sich, als er brüllte: »Los, abtreten zum Latrinenputzen, aber zackig«.

Joachim schwante, dass dies nur der Anfang war. Trotzdem streifte er später an diesem ersten Tag voller Stolz die

braune Uniform des Arbeitsmannes über und strich die Armbinde mit dem Hakenkreuz glatt. Am späten Nachmittag machten sich alle gemeinsam fertig für den feierlichen ersten Appell und den Schwur auf den Führer. Aus dem Spiegel im Waschraum blickte ihm ein Mann entgegen, kaum eine Spur war geblieben von dem ahnungslosen Jungen, der er eben noch war. Die Erkennungsmarke, die ihnen ausgehändigt worden war, lag kühl auf seiner Haut. Was die Trennschlitz in der Mitte der Metallplakette bedeuteten, kümmerte weder Joachim noch die anderen in diesem Moment, in dem man ihnen endlich ansehen konnte, dass sie kämpfen würden für ihr Vaterland. Im Moment mussten sie zwar noch mit dem Spaten statt mit dem Gewehr auf der Schulter exerzieren und marschieren, aber sie wussten, warum jeder Landser die Marke mit Bezeichnung der Einheit, mit Blutgruppe und Impfstatus tragen musste: War ein Kamerad gefallen, so brach man die Marke in der Mitte entzwei. Der obere Teil blieb beim Toten, um ihn identifizieren zu können, der abgetrennte untere Teil half der Wehrverwaltung beim Zählen der Verluste. Irgendwann hielt ihn dann eine Mutter, Ehefrau oder Tochter in den Händen und hatte Gewissheit, dass es kein Wiedersehen geben würde.

Die zwei Monate beim Reichsarbeitsdienst zogen sich endlos. Sie waren eine einzige Folge von Demütigungen und Schikanen. Nach einem abendlichen Hitzegewitter, als Joachim und sein Kumpel Hans die große gusseiserne Terrine mit dem Eintopf von der Küche hinüber zur Offiziersmesse tragen mussten, rutschten sie auf dem regennassen Pflaster des Appellplatzes aus. Der gesamte Inhalt des übervollen Topfes ergoss sich als zähe, braune Masse über das Pflaster. Den Rest der Nacht verbrachten Joachim und Hans damit, die Linsen zusammenzukratzen und mit Tee - löffeln zurück in das Behältnis zu füllen. Mit schon wunden Knien mussten sie den Boden anschließend mit Wurzelbürsten polieren und die Fugen mit ihren Zahn - bürsten säubern. Und da sie

schon einmal dabei waren, konnten sie auch gleich den ganzen Hof auf Hochglanz bringen. Dazu wurden allerdings noch die Kameraden aus ihrer Stube abgestellt, damit auch denen eine Lehre wäre, was es hieß, die Offiziere um ihre warme Mahlzeit zu bringen.

Das Reinigen der Latrinen wurde bald zur Routine, die sie stumpfsinnig hinter sich brachten. Genauso wie die stundenlangen Märsche durch die westfälische Landschaft, meist mit vollem Marschgepäck auf dem Rücken und oft in der sengenden Hitze der letzten Hochsommertage. Orientierungs- und Nachtwanderungen, Strammstehen mit einem Spaten in der Hand und das penible Montieren und Reinigen der Waffen, in denen sich noch keine Munition befand. Das alles sollte sie darauf vorbereiten, tapfere deutsche Soldaten zu sein und Volk und Vaterland zu verteidigen.

Einigen gelang es nicht, all die Schikanen einfach über sich ergehen zu lassen und auf bessere Zeiten zu warten. Hans ertrug es nicht lange, durch den Dreck zu robben, während er ohne Unterlass angebrüllt wurde und, wegen seiner weichen Züge und sanften Art, vor den Kameraden als Muttersöhnchen und schwule Sau verhöhnt wurde. Eines Morgens fehlte er beim Appell und tauchte auch nicht auf, als sie sich zum Frühstück um die langen Holztische versammelten. Hans war der erste Tote, den Joachim in diesem Krieg sehen sollte, der doch noch so viele tausende Kilometer weit entfernt war. Hans, der Kumpel, mit dem er die Suppe vom Pflaster kratzen musste und auf dessen leises abendliches Weinen er ihn nie angesprochen hatte. Nun war es dafür zu spät. Hans hatte sich in der Turnhalle mit einem groben Strick erhängt, an der Stange, an der sie sonst Klimmzüge machen mussten, um ihre Arme für den entschlossenen Würgegriff im Kampf Mann-gegen-Mann zu stärken. Ein Brief an seine Eltern und das kleine Bündel mit seinem persönlichen Besitz verschwanden noch

am selben Tag. Und dann war es, als hätte Hans nie in ihrer Stube gelebt, gelacht und sich in den Schlaf geweint.

Ludger, der das beste Abitur in ganz Münster abgelegt hatte und dessen Vater Professor der Theologie an der Universität war, war nicht in den Tod geflüchtet. Er war eines Nachts über den Zaun geklettert und hatte sich zu Fuß auf den Weg zu seinen Eltern gemacht. Der Neunzehnjährige hatte es nicht mehr ausgehalten, als unser Herr Professor oder Hochwürden verlacht zu werden. Seine Klugheit war hier nicht gefragt, und da er bei langen Märschen schnell außer Puste kam und sich beim Montieren der Waffe mehr als ungeschickt anstellte, war auch Ludger ein willkommenes Opfer des Truppführers. Bei seiner Flucht kam er nicht weit. Irgend - jemand hatte gehört, dass er sich beim Sprung über einen Graben den Knöchel gebrochen hatte. Auch sein Spind wurde kommentarlos geräumt und es war, als hätte er nie zwischen ihnen in Reih und Glied gestanden.

Joachim litt während des Reichsarbeitsdienstes wie seine Kameraden. Aber es gelang ihm besser als anderen, sich auf die Zukunft zu konzentrieren. Dabei half es ihm, hinter die Maske aus Gebrüll und Wut zu sehen. Die sie so gnadenlos schikanierten waren ungebildete und grobe Männer, die endlich Macht über andere hatten und nur deshalb ein »jemand« waren, nicht geachtet, so doch gefürchtet. Joachim beschlich Zweifel, ob diese vor Neid und Zorn schwitzenden und brüllenden Grobiane, die ihnen das Leben zur Hölle machten, tatsächlich Mitglieder der neuen Herrenrasse waren, von der der Reichspropagandaminister so schwärmte. Ob sie die Richtigen waren, aus Joachim und seinen Kameraden Menschen zu machen?

Seiner Mutter konnte er all dies nicht schreiben, zu sehr fürchtete er, dass seine Briefe geöffnet würden und er Tage und Nächte im dunklen Karzer verbringen würde. Aber die Kameraden wurden allmählich vertrauter miteinander und es gelang ihnen, sich lustig zu machen über die

Gorillas, die wie aufgezogen vor ihnen herum-hüpften und sie mit Salven von Unflätigkeiten und Beleidigungen überzogen. Was sie ins Lächerliche zogen, kam ihnen nur noch halb so schlimm und ungerecht vor, und das Gefühl wuchs, diese Zeit doch einigermaßen unbeschadet überstehen zu können. Und wenn sie erstmal Soldaten waren, die Uniform und das Gewehr mit echter Munition trugen, würden sie die Zeit in der Senne bei Paderborn sicher schnell vergessen können. Wenn sie nur endlich ihre Pflicht tun dürften. Und was waren die zwei Monate beim Reichsarbeitsdienst, wenn sie doch noch das ganze Leben vor sich hatten.



**E**in Gutes jedenfalls hatte der Reichsarbeitsdienst. Die anschließende militärische Grundausbildung in der Kaserne seiner Heimatstadt kam Joachim danach beinahe wie ein Erholungsurlaub vor, denn endlich wurden seine Kameraden und er als deutsche Soldaten behandelt und nicht als »Geschmeiß« beschimpft.

Durch die Plackerei beim Reichsarbeitsdienst, das Ausheben von Gräben, die Begradigung von Bächen und Flüssen und den Einsatz im Straßenbau waren sie körperlich in bester Verfassung. Sie fühlten sich nicht mehr fremd in der grauen Uniform. Im Gegenteil, sie trugen sie mit großem Stolz. Endlich kam der Tag, an dem Joachim inmitten seiner Kameraden den Schwur leistete:

*»Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid,  
dass ich dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes,  
Adolf Hitler, dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht,  
unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat  
bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben  
einzusetzen.«*

Als die Worte gesprochen waren, hätte man eine Stecknadel fallen hören können, eine ehrfurchtsvolle Stille lag über dem Kasernenhof. Erst allmählich kam Bewegung in die Reihen der Soldaten, als die sie sich nun endlich mit Fug und Recht bezeichnen durften. Sobald sie sich rühren durften, flogen Schiffchen in die Luft, sie beglückwünschten sich und schlugen sich gegenseitig auf die Schulter. Später nahmen sie das Soldbuch entgegen. Joachim blätterte durch die noch leeren Seiten des grauen Hefts. Es war viel mehr als ein Soldbuch im eigentlichen Sinne. Es vermerkte alle Stationen im Leben des Soldaten, gab Auskunft über Fronturlaube genauso wie über Ausrüstung oder Impfungen. Als er schließlich den Marschbefehl mit samt dem Wehrmachtsfahrchein in den Händen hielt, war der Traum

für Joachim Wirklichkeit geworden. Es ging los, die Monate des Wartens und der Spannung waren vorbei. Bald würde er seine eigenen Geschichten erzählen können, statt immer nur denen anderer zu lauschen.

Die letzten Tage zwischen Marschbefehl und Abreise verbrachte Joachim zuhause. Die Herbstsonne stand tief am Himmel und die Abende wurden kühler. Er hatte sich gefreut auf diese wenigen Tage bei seiner Mutter und dem Onkel, darauf, noch einmal Kind sein zu dürfen und bedingungslos geliebt zu werden als der, der er war. Aber er konnte die Zeit am Ende nicht wirklich genießen. Seine Mutter sah übermüdet aus und hatte nach wohl schlaflosen Nächten tiefe Schatten unter den Augen. Frieda vermied es, ihrem Sohn in die Augen zu sehen. Sie kochte seine Lieblingspeisen, Pfefferpotthast mit Kartoffelstampf und Dicke Bohnen mit geräucher - tem Schweinebauch, sie buk frischen Pflaumenkuchen und stellte ihm abends so - gar ein Glas Bier neben den Teller. Er war ja nun ein Mann.

Joachim versuchte, Mitschüler und alte Freunde zu treffen. Das war schwieriger, als er gedacht hatte, denn viele waren bereits fort. Die Mütter, die ihm die Türen öffneten, umarmten ihn nicht selten, als wollten sie sich daran erinnern, wie es sich an fühlt, den eigenen Sohn zu halten. Ihm war das unangenehm, genauso wie die häufigen Berührungen seiner Mutter. Bei aller Liebe zu ihrem Sohn war sie keine Frau, die körperliche Nähe suchte und gab. Aber nun schien es, als könne sie ihn gar nicht oft genug in die Arme schließen. Er empfand es als ungewohnt und irgend wie falsch. Joachim kam sich sperrig und hölzern in ihren Armen vor und konnte die Geste meist nicht erwidern. »Ach Mutter«, seufzte er dann und löste sich behutsam aus ihrer Umarmung. Hinzu kam, dass jede Umarmung wie ein stiller Vorwurf war, dass er sie allein zurücklassen würde. Dem ging Joachim, so gut es eben möglich war, aus dem Weg.

So verbrachte er die letzten Tage vor dem Abmarsch, indem er stundenlang allein an der Stadtmauer entlanglief oder mit dem Rad zum nahen Stausee fuhr, wo er in der Oktobersonne döste und seinen Gedanken nachhing, ohne einen Blick in das Buch zu werfen, das er stets dabei hatte. Oder er lief durch die vertrauten Gassen und endete im Kaffeehaus am Marktplatz an einem der kleinen Tische, an denen sie als Oberschüler Skat gespielt und sich sehr erwachsen gefühlt hatten. An den Abenden spielte er Schach mit seinem Onkel oder holte die Gitarre hervor, als ob er wüsste, dass er vieles verlernen würde in den kommenden Monaten. Monate, die sich zu Jahren auswachsen würden.

Tagsüber half er seiner Mutter in dem kleinen Garten, der über schwere Zeiten hinweg helfen sollte. Denn dass solche bevorstanden, unkte Frieda bei jeder Gelegenheit. Dabei war es den Menschen doch lange nicht mehr so gut gegangen. Keine endlosen Reihen von Männern mehr, die selbst gemalte Schilder mit der Aufschrift »Suche Arbeit jeder Art« an einem Bindfaden um den Hals trugen, keine Preise mehr in den mageren Auslagen der Läden, die beinahe stündlich um eine Null am Ende länger wurden. Jeder der wollte, fand gut bezahlte Arbeit, das Reich wuchs Tag um Tag um endlose Anbauflächen, um Siedlungsraum, um Erzbergwerke und Ölfelder. Doch das überzeugte Frieda nicht. Sie bestand darauf, dass schon bald wieder harte Zeiten anbrechen könnten und sie dann dank der gut bestellten Beete nicht Hunger leiden würden. In Friedas Garten wuchsen Karotten, Gurken, Zwiebeln und Kohlköpfe. Auch Obst gab es reichlich. Pflaumen und Birnen wurden in Zuckerwasser in großen Gläsern eingekocht, Gurken in Essig eingelegt und die Zwiebeln in Holzkisten eingekellert. Auch, wenn sich Joachim gern über den Eifer seiner Mutter lustig machte – wie würden ihm die Gerüche aus der mütterlichen Küche fehlen, nach Apfelrotkohl, Kartoffelsuppe mit Speck und nach den frischen Hefekuchen, die je nach Jahreszeit

mit Apfelschnitzen, Birnenhälften oder dicken blauen Zwetschgen belegt wurden. Er sog die Gerüche ein und berauschte sich an den Farben der Landschaft, dem tiefen Blau des Sees und dem dunklen Grün des Nadelwaldes. Joachim würde diese Erinnerungen brauchen, um durch eine Zeit zu kommen, in der es entweder fahles Dämmerlicht oder blendendes Schneeweiß für ihn geben würde.

Auch an seiner alten Schule ging Joachim vorbei. Er blickte während der großen Pause über den Zaun und beobachtete die kleineren Jungs in den Knickerbockern, die den Lederball über den Fußballplatz kickten und die größeren, die an der Back - steinmauer lehnten, die Hände lässig in den Taschen der langen Hosen vergraben. Als er die Pforte durchschritt, entdeckte ihn Paul, der mit ein paar Mitschülern aus der Obersekunda zusammenstand. Joachim hatte im Schulorchester neben Paul gesessen, der ein außergewöhnlich guter Klarinettist war und ans Konservatorium wollte. Er übte täglich Stunde um Stunde und träumte davon, ein berühmter Musiker zu werden. Die Negermusik, für die er heimlich schwärmte, sollte er nie vor einem großen Publikum spielen. Erst erfroren Pauls Finger im Kessel von Stalingrad, dann erfror der ganze Mensch auf dem Marsch in die russische Gefangenschaft.

Als Paul Joachim entdeckte, lief er gleich auf ihn zu und knuffte ihm in die Seite: »Mensch, Joachim, du bist noch mal hier? Wann geht es denn los? Dieter, Heinrich und Eberhard sind schon letzte Woche nach Frankreich! Die sind vielleicht schon in Paris, stell dir das vor! Wohin geht's denn bei dir?«

»Ich hab noch keinen Marschbefehl, aber ich komm zu den Gebirgsjägern«, antwortete Joachim lachend und erwiderte die überschwängliche Begrüßung. Dann hatten sich noch ein paar andere hinzugesellt, man kannte sich, zumindest in der Oberstufe wusste jeder die Namen der anderen. Joachim erzählte vom Reichsar - beitsdienst, nicht zu viel, denn das stand ihnen allen ja noch bevor. Winfried schlug ihm auf die Schulter: »Gebirgsjäger? Du Flachlandtiroler sollst klettern

und Ski fahren? Da blamier dich mal bloß nicht zwischen all den Österreichern!«

»Hör mal, Gebirgsjäger ist schon etwas Besonderes. Wer weiß, wo sie mich hinge-schickt hätten, wenn ich mich nicht freiwillig gemeldet hätte. Aber so bekomme ich vielleicht Narvik zu sehen. Oder es geht nach Kreta, das weiß ich noch nicht«, sagte Joachim.

Er war dem Radfahr-Bataillon der Gebirgsjäger-Division zugeteilt worden. Da man mit Drahteseln in Norwegen nicht weit kommen würde, hatten diese dort Pferde statt Räder. Joachim hatte angegeben, dass er einigermaßen reiten und gut Ski - fahren konnte. Beides stimmte und hatte ihn für seine Verwendung prädestiniert. Reiten hatte er bei seinem Onkel gelernt, wenn er ihn als Schüler in den Sommer - ferien auf dem Hof in Pommern besuchte und lange Ausritte mit seinen Cousins unternahm. Er stellte sich vor, wie er vielleicht demnächst durch die endlosen Weiten Skandinaviens ritt und ihm der kalte Nordwind ins Gesicht peitschte. Ein Pferd zu beherrschen und ihm den eigenen Willen aufzuzwingen, war schon et was Besonderes, wenn man nicht gerade auf einem Bauernhof oder einem Gut aufwuchs.

Skifahren hingegen konnten beinahe alle Jungs, die Joachim kannte. Sobald genug Schnee lag, war er mit seinen Schulkameraden an den Wochenenden mit dem Zug nach Winterberg gefahren, wo sie bis zum Einbruch der Dunkelheit mit den geschulterten Holzskiern die Pisten hinaufstiegen und in viel zu kurzer Zeit wieder hinuntersausten. Diese Fähigkeiten hatten bestimmt geholfen, dass Joachim nun das Edelweißzeichen der Gebirgsjäger tragen durfte.

Seine ehemaligen Schulkameraden erzählten ihm, wer sonst noch fort war. Und auch, wer nicht mehr wiederkommen würde. Von ihnen erfuhr er auch von Herrn Doktor Deutschmann, dem Geschichtslehrer, den die meisten von ihnen so verehrt hatten. Ein ruhiger, kluger

Mann mit früh ergrautem Haar und dicken Brillen - gläsern, hinter denen seine Augen wie kleine Knöpfe blitzten. Er war irgendwann einfach nicht mehr zum Unterricht erschienen. Sie waren alle erschrocken, obwohl sie ja schon häufiger darüber gesprochen hatten, dass er unvorsichtig war und seine Gedanken lieber für sich behalten sollte. Irgendein strammer Parteigenosse würde ihn früher oder später anschwärzen, und so war es wohl schließlich gekommen. Herrn Dr. Deutschmann hatten sie jedenfalls seit Wochen nicht mehr gesehen, nur seine Frau sah man manchmal beim Bäcker oder Fleischer. Sie hatte immer die beiden kleinen Mädchen an der Hand, von denen der Lehrer manchmal erzählt hatte, wie begabt sie waren beim Malen und wie schnell sie schwimmen gelernt hatten im Sommer im See. Seine Frau wirke ganz verhärtet, meinte Paul, sie husche mit den Kindern an den Häuserwänden entlang, seit Herr Dr. Deutschmann nicht mehr an der Schule war. Dabei war sie eine so schöne und stolze Frau, über alles geliebt von ihrem Mann. Mehr wussten sie nicht, aber, nun ja, es gab Gerüchte, man konnte sich ja den Rest dazu reimen.

Joachim hörte einige solcher Geschichten und es kam ihm vor, als wäre sein eigener Abschied eingebettet in einen großen Abschied, der alles und jeden betraf. Die Blicke Alberts und seiner Mutter machten es für ihn nicht leichter, auch sie sahen ihn an, als wäre er schon irgendwo in der Ferne, sehnsüchtig und traurig. Ihre Versuche, ihre Gefühle zu verbergen, misslangen restlos. Die Scherze, die Erinnerungen an alte Zeiten und die Anekdoten von früher, alles endete in einem tiefen Seufzer. Nur beim Schachspielen mit dem Onkel gelang es Joachim, für ein paar Stunden zu vergessen, dass sich der Leinensack auf seinem Bett allmählich füllte und bald zugeschnürt würde. Er musste sich völlig auf das Spiel konzentrieren, wenn er gegen den Onkel eine Chance haben wollte. Da blieb kein Raum für andere Gedanken. Nur wenn aus dem Volksempfänger die Stimme des Führers oder des

Reichspropagandaministers schnarrte, wurde Joachim zurückgeholt ins Hier und Jetzt. Aber sofort kam der Gedanke ans Morgen. Dann wusste Joachim nicht mehr ganz sicher, ob er nur aufgeregt war, oder ob das Gefühl in seinem Bauch Angst war. Es war ein unbekanntes Gefühl, das ihn mehr verunsicherte als beunruhigte.

Am Morgen der Abreise versuchten sie, so normal wie möglich zu sein. Joachim hatte schon lange wach gelegen, als er die vertrauten Geräusche aus der Küche hörte. Das Klappern der weißen Teller mit dem blauen Blumenmuster am Rand. Das Öffnen der Klappe des gusseisernen Herds, um ein Holzscheit nachzulegen. Das Summen des Teekessels, das sich zu einem schrillen Pfeifen steigern würde, wenn man nicht schnell genug war. Joachim stand auf und überprüfte zum bestimmt zehnten Mal, ob er alles ordnungsgemäß gepackt hatte. Abends hatte er noch einmal seine Zinnsoldaten aus der Kommode geholt. Einen hatte er ausgewählt und in die Seitentasche seines Mantels gesteckt. Er brauchte doch einen Talisman, und der rote Grenadier erschien Joachim für diesen Zweck genau richtig. Er wusch und rasierte sich vor dem Spiegel im Badezimmer, nahm den Platz am Küchentisch ein, der, seit er denken konnte, sein Platz war, gegenüber seiner Mutter und neben Albert, der am Tischende saß. Sie aßen schweigend, zu reden, das gelang ihnen nicht. Worüber auch, alles hätte belanglos gewirkt an diesem Herbsttag, dem letzten mit Mutter und Onkel für lange Zeit.

Albert begleitete Joachim zum Bahnhof, weil seine Mutter es nicht konnte. Sie hatte schon auf der Türschwelle bitterlich geweint. Dem wegfahrenden Zug hinterher zu blicken, das würde ihr das Herz brechen. Joachim war genauso erleichtert darüber wie über den Anblick einiger Kameraden, die bereits flachsend und laut debattierend beisammen standen. Sie wollten genau wie er rasch aufbrechen statt lange Abschied zu nehmen. Ihre

Uniformen saßen an ihnen wie Rüstungen, die sie unverwundbar machten. Joachim stellte seinen eigenen Koffer neben die Gepäckstücke der anderen. Albert sollte nicht mit ihm warten, bis der Zug einfuhr, er sollte gleich nach Hause zu Frieda gehen. Seine Mutter bräuchte ihn, meinte Joachim, heute mehr als er selbst, der ja nun seine Kameraden hatte. Albert gab schließlich nach und umarmte Joachim kurz und fest. Sie würden sich sicher bald wieder sehen, bis da hin würde der Herr seine Hand schützend über ihn halten. Joachim sah seinem Onkel nach, wie er den Bahnsteig entlang Richtung Ausgang ging. Sein Schritt wirkte kraftlos und er ließ die Schultern hängen wie ein Greis. Joachim musste an seinen Vater denken, damals auf dem Bahnsteig, vor so vielen Jahren. Doch er verbot sich, den Gedanken zu Ende zu denken und mischte sich unter seine Kameraden, deren Lachen bald alles übertönte und erst vom Einrollen des Zuges unterbrochen wurde.

Joachim erklomm den Wagen und hievte sein Gepäck in eines der Netze über den Holzbänken. Vom Fenster aus konnte er beobachten, dass er einer der wenigen war, die nicht in Umarmungen gehalten und unter Tränen verabschiedet wurden, bis das schrille Pfeifen des Schaffners zur Eile gemahnte. Zahlreiche Mütter, Geschwister und das ein oder andere Mädchen versuchten, ihre Lieben so lange wie möglich ganz fest zu halten. Hände, die durch die hinunter geschobenen Fenster einander fest umklammert hielten, wurden erst bei der langsamen Anfahrt des Zuges auseinander gerissen. Nun tat es ihm doch leid, dass er die Reise so alleine antreten musste. Dass niemand ihn halten wollte, bis der Zug Fahrt aufnahm, Finger wieder allein ihren Besitzern gehörten und die winkenden Menschen auf dem Bahnsteig kleiner und kleiner wurden, bis der Zug schließlich aus der Stadt hinausrollte, ein Waggon nach dem anderen vollkommen hinter der langen Kurve verschwand. Joachim war erleichtert, als der Waggon sich endlich füllte und von Abschied keine Spur mehr war.



Wie auf den Klassenausflügen redeten alle aufgeregt durcheinander, packten Skatspiele oder Zeitschriften aus und richteten sich für die lange Reise ein. Kilometer um Kilometer rollte der Zug durch die weite Bördelandschaft. Kilometer um Kilometer nach Norden.

**M**it jedem Abschnitt der Reise wurde es kälter. Vor allem auf dem Schiff, mit dem sie nach Oslo übersetzten, blies ihnen ein schneidend kalter Wind entgegen. Auf Lastwagen ging es weiter nach Eidsvoll, einer kleinen Stadt hundertfünfzig Kilometer nördlich der norwegischen Hauptstadt. Hier bezogen sie ihr erstes festes Quartier. Joachim wurde dem Nachrichtenzug zugeteilt. Er war froh darüber, zum Funker ausgebildet zu werden.

Schon als Junge hatte er mit Albert gespielt, sie seien auf hoher See in Seenot geraten. Sie hockten mit angezogenen Beinen auf dem Sofa, Joachim hielt einen Besenstil in der Hand, an dessen oberes Ende Albert einen weißen Kopfkissenbezug geknotet hatte. Der Sturm blies gnadenlos in das Segel und als ihr Boot schließlich wie eine Nussschale auf den haushohen Wellen vor Feuerland tanzte, rief Albert ihm durch das Tosen des Meeres zu: »Los, setz den Notruf ab, schnell, mach, beeil dich! Wir sinken!« Joachim schrie das »Didididahdahdididit« in die leere Seifenbox aus Metall, die ihm als Funkgerät diente. Drei kurz, drei lang, drei kurz, das war das SOS, durch das sie in letzter Sekunde Hilfe herbeiholten.

Das SOS des Morsealphabets war allerdings das einzige Funkkürzel, an das sich Joachim noch erinnerte, als er zum ersten Mal vor dem Funkapparat saß. Die übrigen Signale, die auf alle möglichen Arten, per Funk, als Ton- oder Lichtsignal übermittelt werden konnten, lernte er innerhalb kurzer Zeit. Es kam allerdings anfangs immer wieder vor, dass er die einzelnen Kombinationen des kurzen Dit, des langen Dah und des Schweigens, Punkt, Strich und Pause durcheinander brachte. Im Ernstfall dürfte ihm das natürlich nicht passieren. Leichter war es, sich die Buchstaben tafeln des Funkalphabets einzuprägen. Auch Anton und Berta waren Teil seines Spiels mit Albert gewesen. Jetzt musste

Joachim allerdings bei einigen Buchstaben um lernen, denn inzwischen waren sämtliche jüdische Namen aus dem Funk alpha - bet gestrichen und durch deutsche Namen ersetzt worden. Statt David hieß es nun Dora, statt Samuel Siegfried und statt Zacharias Zeppelin.

Wo und wann er seine Kenntnisse würde anwenden können, wusste Joachim nicht. So verging Weihnachten und das Jahr 1941 brach an, ohne dass sie eine Ahnung hatten, wie lange sie in Eidsvoll bleiben sollten. Die Tage und Wochen zogen sich, immer neue Truppenteile kamen hinzu, ein weiteres Radfahr-Bataillon und ein Kradschützen-Regiment bezogen das Lager. Sie unternahmen lange Wanderungen auf Skiern und Schneeschuhen, meist mit vollem Marschgepäck und geschultertem Gewehr. Ansonsten aber spürten sie hier nichts vom Krieg und wurden mit jeder Woche ungeduldiger.

Als sie noch zuhause waren, hatte Joachim die Eroberung Norwegens mit Spannung am Volksempfänger verfolgt. Er wusste deshalb, von welcher großen Bedeutung das Land für den Fortgang des Krieges war. Wer die norwegische Küste beherrschte, kontrollierte das gesamte Nordmeer. Die Handelswege, vor allem aber die Nachschubwege für Rohstoffe, für Mann und Gerät. Deshalb war auch der Kampf um Narvik so erbittert geführt worden. In der Stadt nördlich des Polarkreises, deren Hafen dank der warmen Ausläufer des Golfstroms auch im bittersten Winter eisfrei blieb, endete die Erzbahn, mit der das Eisenerz aus dem schwedischen Kiruna in die Hafenstadt gelangte. Von Narvik aus wurde es weiter ins Reich verschifft und versorgte die deutschen Rüstungsfabriken. Auch die Briten waren auf das schwedische Erz angewiesen. Deshalb hatte der Tommy so verbissen versucht, Narvik nach der deutschen Besetzung im April 1940 zurückzuerobern und zu halten. Zunächst war das auch gelungen. Fast 25.000 Briten hatten gemeinsam mit französischen, polnischen und norwegischen Verbänden Narvik zurückerobert. Die Gebirgsjäger und die